

A watercolor illustration of a landscape. At the top, a blue sky with light clouds is reflected in a calm river. The riverbank is depicted with green foliage. Below the river, a field of tall grasses and flowers is shown. The flowers are primarily white with some red and blue accents. The overall style is soft and painterly.

Gabriele Reiß

Geliebter Fluss

- Mes char En

Von Passau nach Maloja,
eine Reise fürs Leben.

Für alle,
die jemals die Sehnsucht spürten,
die das Innenleben eines Buches
in ihnen zu wecken vermochte

„Ja“, sprach Vasudeva, „es ist doch dieses, was du meinst: dass der Fluss überall zugleich ist, am Ursprung und an der Mündung, am Wasserfall, an der Fähr, an der Stromschnelle, im Meer und im Gebirge, überall zugleich, und dass es für ihn nur Gegenwart gibt, nicht den Schatten Vergangenheit, nicht den Schatten Zukunft?“

„Dies ist es“, antwortete Siddhartha, „und als ich es gelernt hatte, da sah ich mein Leben an, und es war auch ein Fluss...“.

Aus ‚Siddhartha‘, Hermann Hesse, 1922

Inhaltsverzeichnis

Passau

Von Passau nach Schärding

Von Schärding nach Obernberg

Von Obernberg nach Seibersdorf

Von Seibersdorf nach Mühldorf

Von Mühldorf nach Gars

Von Gars nach Wasserburg

Von Wasserburg nach Rosenheim

Von Rosenheim nach Kiefersfelden

Von Kiefersfelden nach Rattenberg

Von Rattenberg nach Hall

Von Hall nach Hatting

Von Hatting nach Zams

Von Zams nach Pfunds

Von Pfunds nach Scuols

Von Scuols nach St. Moritz

Von St. Moritz nach Sils Maria

Von Sils Maria zum Lunghinsee

Vom Lunghinsee nach Sils Maria

Im Waldhaus

Passau

Dichte Wolken bis zum Horizont, schmutziggrau, regenschwer - die Stadt ertrinkt, und falls ich es nicht zu verhindern weiß, auch mein Traum vom Aufbruch und von der Freiheit. Aber wäre dieser Traum nicht auch bei Sonnenschein zum Untergehen verdammt? Weil das, was ich zu tun beabsichtige, eine Spinnerei ist? Vielleicht ist mir einfach nur der Blick für die Realität abhanden gekommen, indem ich alten Sehnsüchten nachhänge und mich grenzenlos überschätze.

Was also will ich hier? Das Wetter ist schlecht, ich bin erkältet, Schnupfen, Husten, das Übliche halt. Gestern, am Anreisetag, kam noch ein Harnwegsinfekt dazu, seit ich über die Sechzig gegangen bin, habe ich eine lästige Anfälligkeit dafür entwickelt. Und, statt mich der Vorfreude hinzugeben, sitze ich nun hier in meinem Pensionszimmer, tue nichts weiter, außer gebetsmühlenartig über den nächsten Gang zur Toilette nachzudenken. Am besten wäre es, ich führe wieder heim.

Kein guter Stern steht über diesem Vorhaben.

Vor zwei Jahren war ich bereits hier - mit Wanderstiefeln. Am Inn entlang hatte ich gehen wollen, bis zu seinem Ursprung bei Maloja - stolze fünfhundertfünfzig Kilometer. Nach vierzig war der Spaß vorbei. Mit ausgefranstem Innenmeniskus und Kniearthrose ist eine Fernwanderung bis weit in die Alpen hinein nun mal ein Ding der Unmöglichkeit, selbst dann, wenn man es glühend will. Das war's, für meine blinde Liebe hatte ich bitteres Lehrgeld bezahlt.

Die Sehnsucht indessen blieb. Irgendetwas zog mich mit Macht, ich konnte die Idee nicht aufgeben. Nachdem dann der Meniskus operiert war, reifte der Plan eines zweiten

Versuchs in mir heran. Und jetzt bin ich wieder hier - diesmal mit einem Fahrrad.

Die Sache hat allerdings ein paar Haken. Erstens habe ich keine Erfahrung mit dem Langstreckenradeln. Zweitens werde ich jeden Tag eine Bleibe finden müssen, weil die Länge der Etappen ungewiss ist, besonders derer, die Steigungen enthalten, so dass ich nur die ersten beiden Quartiere vorgebucht habe. Dann gibt es noch einen dritten Haken, den ich bewusst in Kauf nehmen will, obwohl er mir vermutlich das Leben schwer machen wird. Dazu später mehr.

Vor mir liegen zwei Papierstapel. Der eine enthält zusammengestellte Informationen zum Inn, Lesestoff für die Abendstunden, der andere dreißig Teilstreckenkarten, die mir unterwegs Orientierung geben sollen.

Langsam sehe ich mir Blatt für Blatt noch einmal an. Über alle zieht sich das blaue Band des Flusses, mal gerade, mal verschlungen. Auf den letzten Karten, denen der Schweiz, ist das Band nur ein Fädchen. Beidseits des Flusses sind gefühlte tausend Wege verzeichnet, Bahnlinien, Straßen, Autobahnen, Abzweige, Kreuzungen und beunruhigend viele Höhenlinien - wie soll ich das jemals schaffen? Warum fahre ich nicht ans Meer, trinke mit gut aufgelegten Menschen Caipirinhas an Strandbars und lasse die Seele baumeln? Warum will ich etwas tun, das mir so viel Kraft abverlangen wird? Ja, warum?

Weil ich es so wahnsinnig gerne möchte.

Ich habe ein paar Stunden verschlafen. Das erste, was ich beim Aufwachen wahrnehme, ist der Regen, wie er eintönig auf die Schrägfenster meines Dachzimmers prasselt, das zweite ist meine Blase, die mich wieder zur Toilette treibt.

Plötzlich weiß ich, was zu tun ist, die Lösung ist ganz einfach: Ich werde in Passau bleiben, solange, wie es sein muss. Das Blatt wird sich irgendwann wenden, diesen Tag warte ich ab. Und ehe mir die Decke ganz auf den Kopf fällt,

kleide ich mich an, leihe an der Rezeption einen Schirm aus und verlasse das Haus.

Als erstes hole ich die Wetterprognose ein. Dieser Juli sei bisher zu kalt gewesen, es habe viel geregnet, erzählt man, aber morgen könne man mit leichter Besserung rechnen, zum Glück, Donau und Inn stehen hoch... Sollte der große Tag schneller nahen, als erhofft?

Danach gehe ich die Straßen hinab zur Donau. Ihr Wasser reicht bis eine Handbreit unter die Uferkante. Die Drei-Flüsse-Stadt lebt gefährlich, im spitzen Winkel des Zusammentreffens von Inn und Donau schwebt nicht selten das Damoklesschwert eines Hochwassers über ihr.

Ich schlendere weiter zur Spitze der Landzunge, die sich wie ein Schiffsbug in die Mündungszone schiebt. Von rechts rauscht er heran, der wilde Fluss aus den Bergen, den man zähmte und der doch unberechenbar geblieben ist; hier drängt er sich an die Donau, führt ihr im Frühjahr größere Wassermassen zu, als sie selber transportiert. Ein Mündungssee, in dem sich bei klarer Witterung scharf die Farbgrenze abzeichnet: blau die Donau, grün der Inn, die Luftperspektive ist beeindruckend. Heute zeigt sich kein Unterschied, erkennt man nicht, dass der mächtige Alpenfluss die Donau regelrecht überströmt.

Und dann wäre da noch die Ilz, die neben dem Spektakel der großen Flüsse wenig Aufmerksamkeit erregt. Das einst von Dreck geplagte, später gerettete, Flüsschen aus dem Bayrischen Wald führt sein schwarzes Moorwasser linksseitig in die Donau.

Da ich auf keinen Fall ins Haus möchte, setze ich mich auf die überdachte Terrasse eines Gasthofs, neben die Glassäule eines Gasheizers. Der Kellner bringt heißen Tee und zwei Decken, wovon ich eine um den Leib wickle, die andere als Sitzkissen benutze. Wirklich warm sind nur die Füße, die sich daran gewöhnt haben, in den Barfuß-Boots ständig und rundum in Bewegung zu sein. Vor eineinhalb Jahren hatte ich das erstaunliche Schuhwerk getestet, den ‚Schritt zurück

zur Natur' probiert. Seitdem habe ich mir die Fußgelenke nicht mehr verstaucht, was zuvor alle paar Monate passiert war.

Da sitze ich und bin - von den Füßen abgesehen - eine ziemlich angeschlagene Möchtegern-Abenteurerin. Gut ist, dass ich weder Fieber noch Gliederschmerzen habe. Trotzdem will ich mir nichts vormachen, die Zystitis wird nicht von selbst verschwinden. Sie verlangt nach einem Antibiotikum und ich werde einen Arzt aufsuchen müssen.



Regen in Passau

Von Passau nach Schärding

In der Nacht habe ich wenig geschlafen, meistens wach dagelegen und auf den Regen gelauscht, wie er trommelte und trommelte. Jetzt ist es still, sehr still. Und hell.

Licht flutet ins Zimmer!

Ich stehe auf, gehe zum Fenster, öffne es. Prickelnde Luft kitzelt mein bettwarmes Gesicht. Im Innenhof glänzen die Pflastersteine in der Morgensonne, darüber schwingen die vom Regen befreiten Zweige der Bäume im Wind und zwischen lockeren Wolken blitzt der klare Himmel hervor.

Das Wetter hat die Karten neu gemischt! Bleibt noch der Arztbesuch, Illustrierte blättern im Wartezimmer, wenn ich Pech habe, stundenlang.

Will ich das? Kann ich das?

Alles in mir schreit nach Aufbruch. Zum Doktor gehe ich später.

Um neun trete ich mit zwei Satteltaschen und einem Rucksack vor die Tür. Im Bogendurchgang zum Haus wartet Lupina... der dritte Haken.

Schon von Ferne hebt sich das Fahrrad aus der Gruppe der niedrigen Sporträder, die dort parken, heraus. Das Gestänge, schön geschwungen und blau wie Van Goghs ‚Sternennacht‘, ist mit lila- und rosafarbenen Blumen handbemalt, der Sattel ist eine himmelblaue Wohltat fürs Gesäß, der Lenker extra breit und alles zusammen, ich will es nicht leugnen, die Schnapsidee einer Tagträumerin. Auf diesem Schmuckstück möchte ich ins Gebirge radeln, mit Drei-Gang-Schaltung und Rücktrittbremse, wie es mir von Kindheit an vertraut ist. Vertrautheit gibt Sicherheit - den Umgang mit einem Sportbike hätte ich über einen langen

Zeitraum üben müssen, wozu ich schlichtweg keine Lust hatte.

Abgesehen davon, wird mein Hollandrad einen Vorteil bieten, der aus meiner Sicht jedes Gegenargument entkräftet. Kein anderes Fahrzeug - außer einer Pferdekutsche - ist in der Lage, diesen großen Aspekt des Wanderns zu ersetzen: das aufmerksame Wahrnehmen. Mit der aufrechten Sitzhaltung werde ich Fluss und Landschaften im Detail genießen können. Zudem habe ich vor, mich treiben zu lassen - ich will nicht mehr hasten, ich kann nicht mehr hasten und ich brauche es auch nicht mehr. Zeit ist meine Stärke, der Luxus einer Rentnerin, die keine Eile mehr hat - dafür ist das Niederland-Fahrrad prädestiniert.

Bei allen Vorzügen, die es hat, bin ich mir der Probleme, die es mir einbringen wird, bewusst.

Trotz des Aluminiumgestänges wiegt es viel, aus Rücksicht auf den Rücken darf ich es nicht tragen. Ein männlicher Mitreisender hatte Mühe, es in der Bahn mit dem Vorderrad am Deckenhaken aufzuhängen. Es zu zweit heben geht in Ordnung, so dass ich nur hoffen kann, überall, wo ich unterwegs Hilfe brauche, sie auch zu finden.

Dass das Fahrrad nur eingeschränkt für hügeliges und für bergiges Gelände gar nicht geeignet ist, stellt natürlich die größte Schwierigkeit dar. Immerhin plane ich ja, stromaufwärts zu fahren, weit in die Alpen vorzudringen. Ich werde oft schieben müssen, das ist mir klar.

Was also werden mich diese Reise und dieser Fluss lehren? Wie weit ist die Idee von der Realität entfernt? Werde ich ein zweites Mal auf die Nase fallen oder wird dieses Vorhaben gelingen und mir Glück bringen? Hermann Hesse sagte, dass gegen den Strom schwimmen muss, wer zur Quelle will. Und das war es, was mich daheim bewegte, als ich diese Reise vorbereitete: Ich wollte zum Ursprung, zur Wiege, hatte von Anfang an das Gefühl, dort den eigentlichen Höhepunkt des Flusses zu finden, und ich war

bereit, offenen Auges und offenen Herzens zu reisen, in die Engadiner Kinderstube des Inn, in den ‚Garten des En‘.

Donnerstag, der erste Tag.

Heute werde ich, um mich zu schonen und ans Radeln zu gewöhnen, nur zwei Stunden fahren, und zwar bis Schärding, beziehungsweise St. Florian. Dort möchte ich mich mit Wolfgang und Anni treffen, die ich, sozusagen am Wegrand, während meiner missglückten Reise kennengelernt hatte. Starten will ich an der Bugspitze, an der Mündung des Inn.

Der Wasserstand ist erneut geklettert, vom berühmten Inn-Grün und Donau-Blau sehe ich auch jetzt nichts. Auf den hochschwappenden Wellen des Mündungssees spielt das Sonnenlicht, was die Bedrohlichkeit des Bildes mildert. Ich schließe die Augen, nehme den Anblick dieses besonderen Ortes in mein Bewusstsein auf, versuche mir den Inn vorzustellen, wie er als Bach einen Berg hinunterstürzt.

Werde ich je an diese Stelle in den Schweizer Alpen gelangen? Wie unwahrscheinlich mir das scheint! Doch habe ich nicht schon des Öfteren ‚Unmögliches‘ versucht und am Ende geschafft? Es gibt Zeiten, in denen man sich einfach nur in Bewegung setzen muss. Alles fängt doch mit einem ersten Schritt an oder, wie in diesem Fall, mit dem Treten eines Pedals.

Und so verabschiede ich mich von der Donau und mache mich auf den Weg zum Ursprung des Inn.

Der Weg ist überspült. Fasziniert starre ich auf die Bescherung zu meinen Füßen. Die Wellen des Inn rücken vor wie die Flut an der See. Der Fuß- und Radweg, der hier um ein Türmchen führt, war gestern trocken gewesen, nun steht er knietief unter Wasser, das nicht nur die Farbe, auch die Konsistenz von Milchkafee hat.

Zurück in die Straßen Passaus.

Eine Weile dauert es, dann habe ich die überspülte Passage umfahren. Die Bahn ist frei, der Weg verläuft jetzt über einen Damm.

Und da fühle ich es: das Freiheitsgefühl des Aufbruchs. So kenne ich es von meinen Wandertouren, nichts vermag mich mehr zu motivieren. Ich schaue auf den Vorderreifen, wie er rollt und der Staub des Weges daran haftet, höre, wie es darunter knirscht. Das Reifenblech wippt, das Fahrrad schnurrt - ein Geräusch, das mich von nun an begleiten wird. In diesem Moment frage ich nicht danach, ob ich an mein Ziel gelangen werde. Dieses Rollen, Pedaltreten und Getragenwerden genügt mir.

Nah am Wasser, auf und nieder über kleine Hügel windet sich der Weg, ab und zu begegne ich Spaziergängern mit Hunden und jungen Joggerinnen mit Kopfhörern; Passau ist Universitätsstadt.

Dann vollzieht der Fluss eine Kurve, prescht jedoch heran, als solle es weiter geradeaus gehen, prallt gegen die Uferbäume, umspült sie, gluckert im Strauchwerk und ist im Übrigen ein lautstarker Geselle, der alles andere übertönt. An diese Geräuschkulisse muss ich mich gewöhnen, auch an das Respekt einflößende, reißende Wasser. So hoch es steht, wird es aber den Dammweg in Ruhe lassen und ich darf mich in meiner erhöhten Position sicher fühlen.

Beim ersten Kraftwerk wechsele ich die Seite, fahre hinüber ins Bundesland Oberösterreich. Ab hier ist der Inn ein Grenzfluss.

Auf der Kraftwerksbrücke muss ich das Rad schieben, was mir Gelegenheit gibt, mich in die Fluten starrend zu gruseln. Unruhig wogend lässt sich der Fluss auf der heranströmenden Seite stauen, mit Höllenlärm stürzt er sich auf der anderen Seite hinab.

Neben dem Weg verläuft die Bahnlinie, ein Zug naht von hinten, zischt vorbei und schon bald sehe ich ihn nicht mehr. Der Abstand zum Inn ist nun größer, zwischen uns ein

Streifen Wald, dahinter höre ich ihn brausen. Leute treffe ich gelegentlich als Radfahrer.

Die Flussbreite verringert sich drastisch. Der Inn muss sich hier durch ein enges Erosionstal pressen, an seiner rechten Seite ragen Reste des böhmischen Granitmassivs auf. So bleibt es, bis er vor Wernstein über mehr Platz verfügt.

Später zwingt ihn der Fels erneut in eine schmale Passage. Entsprechend heftig drängt er voran und reißt mit, was seiner Gewalt nicht standhalten kann.

Für mich geht es abwechslungsreich durch Wiesen, Wald und Felder, mitunter so nah am Inn, dass mir mulmig ist. Ein zu großer unkontrollierter Schwenker könnte mich mitsamt Fahrrad in den Strom befördern. Also konzentriert bleiben, von ‚lässig‘ bin ich noch weit entfernt.

Hinter dem Dorf Vornbach zeigt der Inn ein anderes Gesicht. Hier hat er sich zu einem See ausdehnen dürfen, mit natürlichen Ufern und einer Insel, die in seinen Armen schwimmt. Kein Drängen, kein Lärmen, friedliche Ruhe liegt über der Flusslandschaft, während die Strömung fast lautlos, aber unverändert mächtig vorbeizieht.

Nach einem zweiten Frühstück an einer der idyllischen Buchten setze ich die Reise fort, bis in der Ferne der Kirchturm Schärdings auftaucht. Schon bald rolle ich in das Barockstädtchen ein und freue mich über den Anblick farbenfroher Bürgerhausfassaden. Das Zimmer, das ich hier beziehen werde, ist reserviert. Diese Bequemlichkeit wird es ab Morgen nicht mehr geben.

Wie ich nun sehe, habe ich meine Quartierwahl mit glücklicher Hand getroffen, das Haus ist ein halbes Jahrtausend alt und ein historisches Juwel. In Dachgeschosshöhe hat es ein angedeutetes Erkertürmchen, im Inneren tadellos in Stand gesetzte Gewölbe. Zwischen Gebäude und Inn befindet sich nur die Promenade für Fußgänger und Radfahrer. Aus meinem Fenster blicke ich zu allen Seiten auf das Wasser des Stroms. Eine betagte

Steinbrücke führt hinüber nach Neuhaus, respektive Deutschland. Der Inn ist hier dreihundert Meter breit.

Als es noch keine Kraftwerke gab, stellte er, insbesondere für den Salztransport, eine wichtige Handelsroute dar. Von diesem einst so regen Schiffsverkehr sind nur noch sogenannte Plätten übriggeblieben, die dem Tourismus und Freizeitvergnügen dienen. Diese Holzschiffe sind dem Prinzip nach überdachte Flöße und haben wegen des stark schwankenden Wasserstandes keinen Kiel. Ihre Elektromotoren arbeiten so leise, dass sie fast lautlos über das Wasser gleiten, wie zu der Zeit, als sie von beiden Ufern aus von Pferdegespannen stromaufwärts gezogen wurden.

Meine Gastgeber, Friedrich und Maria, haben das uralte Haus in mühevoller Arbeit restauriert, umgebaut und den Charakter des Gebäudes dabei bewahrt. Im weißgetünchten Flur gibt es einen Restbestand fugenloser Bodenfliesen. Dort entdeckte ich eine alte, handgefertigte Puppenstube. Die Detailarbeit ist bewundernswert filigran und bezaubernd. Ich hole mir die Erlaubnis, ein wenig mit dieser Kostbarkeit zu ‚spielen‘, ziehe die winzigen Schubläden auf, öffne Schränke und Truhendeckel, betrachte die Häkeldeckchen und Gardinen, streiche mit dem Finger über das geblümete Sofa. Architekt und Künstler war der Großvater Marias, die Häkel- und Stoffarbeiten hatten die Hände der Großmutter geschaffen.

Vor dem Haus fährt Wolfgang vor, um mich abzuholen und nach St. Florian zu bringen, wo Anni mit Kaffee und Kuchen wartet. Unseren am Inn lose geknüpften Kontakt haben wir via Email aufrecht erhalten. Die beiden wissen um mein Ringen mit dem Unmöglichen, wie schwer es mir gefallen war, auf die Fußreise zu verzichten, und ich weiß nicht mehr von ihnen, als dass sie gern im Salzburger Land wandern und Spaziergänge am Inn lieben.

Und nun sitzen wir am Kaffeetisch beisammen und lernen uns besser kennen. Währenddessen schweift mein Blick immer wieder zu einem Kruzifix an der Wand neben der

Wohnzimmertür. Im Hause meines Schärldinger Gastgebers hatte ich zwei entdeckt, eines davon groß und schwer wie ein Schrank und ein kunsthandwerkliches Meisterstück.

Vor mein geistiges Auge schiebt sich ein anderes Kreuz, ein kleines schwarzbraunes. Es stammte aus dem 19. Jahrhundert und gehörte meiner Oma Anna, die es von ihrer Mutter, meiner Urgroßmutter Martha, geerbt hatte. Von der ‚Besucherritze‘ des Ehebettes meiner Großeltern aus konnte ich es über der Schlafzimmertür hängen sehen.

Ich frage Anni und Wolfgang, ob ich eine sehr persönliche Frage stellen dürfe. Als sie bejahen, erkundige ich mich frei heraus, ob das Kreuz dort der Tradition halber hänge oder ob es Ausdruck ihres tatsächlichen Glaubens sei. Kaum, dass diese Worte meinen Mund verlassen haben, will ich sie wieder hineinstopfen. Wie kann man nur eine solch indiskrete Frage stellen! Was sollen sie antworten? Es hängt da nur, weil es halt da hängt, in Wahrheit bedeutet es uns nichts? Hätte ich nur meinen Mund gehalten, die taktlose Frage ist mir peinlich.

Doch meine Gastgeber reagieren in keiner Weise brüskiert, ganz selbstverständlich bestätigen sie das zweite. Vorwiegend ältere Österreicher seien in ihrem Glauben verwurzelt, fügen sie hinzu, was ich ja bereits von meinen Wandertouren weiß. An ungezählten Mariensäulen, kleinen und kleinsten Kapellen bin ich schon vorbei gekommen, oft habe ich, die Protestantin, dort innegehalten.

Später, als ich mich von Anni verabschiedet habe und Wolfgang mich nach Schärlding gebracht hat, will ich ihm im Auto die Hand reichen, er jedoch hebt seine unerwartet hoch und zeichnet mir das kleine Kreuzzeichen auf die Stirn.

„Viel Glück, Gabi, möge dir alles gelingen, mögest du auf deiner Reise gesund bleiben.“

Als er abfährt, winkt er und lässt mich sprachlos zurück. Über den Abschlussegens des Pfarrers hinaus habe ich noch nie den Segen eines Mitmenschen empfangen. Da stehe ich

jetzt, irritiert und bewegt, spüre dem nach, was diese Geste in mir bewirkt hat: Dankbarkeit und Zuversicht.

Später gehe ich noch allein hinunter zum Inn.

Das Wasser steht knapp unterhalb der Uferkante. Nur ein paar Zentimeter mehr und der Radelweg wird morgen überflutet sein. Ich denke an die Hochwasserkatastrophe des Jahres 2013, die das Jahrhunderthochwasser von 2002 mit einem noch höheren Pegelstand übertraf. Der Inn hatte von vielen Schärddinger Häusern Besitz ergriffen, sie umspült bis zu den oberen Etagen, so dass sie wie schwimmende Spielzeughäuschen aussahen, die die zügellosen Fluten auch ganz hätten verschlingen können.

Ich setze mich auf eine Bank und sehe dem fortstrebenden Wasser zu, versuche, meine Gedanken von den Wellen tragen zu lassen. Es braucht nicht lange, bis mir die nur zwei Tage zurückliegende Zugfahrt nach Passau in den Sinn kommt.

Gott liebt auch Krüppelkiefen

Sie saß neben mir. Eine zierliche alte Dame, die Rosmarie hieß und Österreicherin war. Warum wir ein Gespräch begannen, weiß ich nicht mehr, und es tut auch nichts zur Sache.

Sie erzählte, in einem kleinen Nebenerwerb den Gemeindepfarrer zu bekochen. Da ich gerne esse, erkundigte ich mich nach ihrem Repertoire und sie erzählte von Mehlspeisen, für die das Land berühmt ist: Topfenknödel mit Erdbeeren oder Marillen, Schmarrn mit Weinperlen, Tiroler Knödel... Sie hätte die Liste um zig Gerichte fortsetzen können.

Dann unterhielten wir uns über den christlichen Glauben und das Zuhause, das sie als ledig gebliebene Frau von Kindesbeinen an in der Kirche gefunden hatte. Wir sprachen über Menschen anderen Glaubens, über den Wunsch, den viele spüren, bei einer höheren Macht aufgehoben zu sein.

„Wir sind verloren“, meinte Rosmarie, „wenn wir nur an uns und unsere bescheidenden Kräfte glauben... angesichts dessen, was einem zustoßen kann im Leben.“

Worauf spielte sie an? Was ging ihr durch den Kopf? Vielleicht ihre Kindheitsjahre während des Krieges, vielleicht andere schwere Ereignisse. Ich wagte nicht zu fragen.

„Woran soll man sich festhalten, wenn nichts da ist, das Halt gibt, wenn die Menschen, die einem beistehen wollen, so hilflos sind wie man selbst?“

Dein Glaube steht da als achtzigjährige Eiche, hatte ich gedacht, meiner ähnelt einer vierundsechzigjährigen Krüppelkiefer, von der eine Menge Nadeln gerieselst sind und wohl noch rieseln werden.

Hatte ich als Kind geglaubt? Mein Vater katholisch ungläubig, meine Mutter evangelisch, gläubig mit Fragezeichen, in Schule und Konfirmandenunterricht diese stumpfsinnige Paukerei von Texten und Psalmen - niemand, der das alles mit Leben füllte.

In der Pubertät Nöte, Unsicherheiten, unbeantwortete Fragen, eine Tante, der ich ein quälendes Problem anvertraute, das sie an meine Eltern verpetzte, die ich, wie sie wusste, nicht ansprechen wollte. Ich hatte niemanden des Vertrauens, „nur“ Gott, der für mich plötzlich zum Leben erweckt war. Abends, in meinem Bett, bat ich ihn mir zu helfen. Das Problem löste sich zwar nicht, aber es ging mir besser, in meiner Not fühlte ich mich nicht mehr allein.

In den Siebzigern wirkten Aufbruch und Rebellion der Sechziger nach und ich steckte mittendrin. Mein Studium der Sozialarbeit führte mir täglich vor Augen, was restriktive Erziehung anrichten kann. Wir wollten uns befreien vom unbedingten Gehorsam, von der verschrobenen Sexualmoral der alten und älteren Generation, von Unterdrückung und Manipulationen jeder Art, also auch vom Gottesglauben. Wir waren der Ansicht, dass die spießbürgerliche Gesellschaftsschicht mit ihrem Glauben an das Jesus-,Märchen“ den Herrschenden ein Instrument in die

Hand gab, das Volk nach Gutdünken zu beeinflussen. Die Kirchenobersten vieler Epochen lieferten mit ihren unmenschlichen Taten jedes Argument, den gefährlichen Glaubenshokuspokus über den Haufen zu werfen.

Mit meinen neuen Nöten, die mir diese Zeit bescherte, suchte ich keinen Anker mehr bei Gott, auch nicht bei Karl Marx, vielmehr bei Freundinnen, die nur wenig hilfreiche Ratschläge auf Lager hatten, mir aber Gelegenheit gaben, über mein Seelenchaos zu sprechen.

Dann wurde ich Mutter... und auf einmal war alles anders. Diese Erfahrungen von Schwangerschaft und Geburt waren im wahrsten Sinn des Wortes WUNDER-bar, so elementar, tiefgreifend, dass ich wieder glauben, danken, beten konnte, allerdings auf eine andere Weise. Mein Verhältnis zu Gott hatte sich auf eigene Füße gestellt, war freiwillig und auch irgendwie selbstverständlich. Die beiden Geburten, die der ersten folgten, verstärkten diese Entwicklung.

Was ist geblieben aus dieser Zeit des auferstandenen Glaubens? Fast vierzig Jahre sind seitdem vergangen. Ich gehe selten in einen Gottesdienst und wenn, dann bewegt sich viel in mir. Des Öfteren suche ich leere Kirchen auf, führe dort Gespräche mit Gott. Generell bete ich weniger, als dass ich mit ihm spreche. Er ist für mich ein gut meinender, tröstender, bis in den Tod verlässlicher Freund, der meine Seele bis in sämtliche Winkel kennt und mich trotzdem liebt. Er lacht mit mir! Manchmal amüsiert er sich sogar über mich, aber nie zynisch oder herablassend. Wenn ich mich bedanke - ich habe oft Grund dazu! -, freut er sich.

Ich bin mir bewusst, dass ich Gott nur an meiner Seite fühle, weil ich es zulasse und will. Er wäre einsam, wollte keiner etwas von ihm wissen. Mitunter wünsche ich mir, dass er in meines oder in das Leben eines Anderen helfend eingreift, aber ich erwarte es nicht, genauso wenig, wie ich beklage, dass er Leid ‚zulässt‘. Dieses ‚Zulassen‘ ist für mich weder ein Beweis seiner Gleichgültigkeit noch Nichtexistenz.

Wollte Gott des Menschen Unglück wie auch immer unterbinden, hätte er nicht nur bei Tsunami-Katastrophen, Vulkanausbrüchen und Kriegen einzugreifen, denn Leid ist Leid. Er müsste auch einen Mann bestrafen, der sein Kind in den Keller sperrt oder eine Frau, die hart und unbarmherzig ist. Er hätte viel zu tun auf dieser Welt und müsste pausenlos Lehren erteilen, als Richter und Henker fungieren.

Im Übrigen weiß Gott sehr genau, warum ein Mensch böse geworden ist. Nein, er löffelt nicht aus, was wir anrichten. Es ist wohl eher so, dass wir für unsere Taten selbst Verantwortung tragen. Wir entscheiden, was mit unseren Fähigkeiten geschehen soll, ob wir sie zum eigenen und zum Wohl Anderer entfalten möchten, ob wir diesen Auftrag annehmen, zu dessen Erfüllung wir ein Leben lang Zeit haben.

Wenn mich Gott dabei unterstützt, mir in allen Situationen zur Seite steht, ist das wertvoll und genug. Diese ‚Partnerschaft‘, an die ich glauben darf und die ich unzählige Male gespürt habe, macht mein empfundenes Glück größer, meinen Kummer kleiner.

So ist mein Verhältnis zu Gott schwankenden und stürmischen Zeiten unterworfen. Zweifel ziehen sich als roter Faden hindurch, woran ich mich schon fast gewöhnt habe. Wissen steht auf festen, Glaube auf wackligen Füßen. Was will ich machen? Ich vertraue einfach darauf, dass Gott auch Krüppelkiefen liebt.

Abenddämmerung zieht herauf.

Silberbänder glänzen auf dem sich verdunkelnden Wasser, das in fortwährender Rastlosigkeit strömt, keinen Unterschied macht zwischen Tag und Nacht. Ich fröstle, meine Blase meldet sich wieder, fordert nachhaltig die ständige Erreichbarkeit einer Toilette.

Was mache ich morgen, wenn ich auf Buschverstecke angewiesen bin und der Moment kommt, wo ich keines finde? Ich mag nicht darüber nachdenken.